

Großes Wiesbachhorn

1. Unmittelbare Ersteigung über das gesamte Wielingerkees und die Nordwestwand

Von Rudolf B e h o u n e k †, Wien

V o r s p r u c h :

Vor 42 Jahren schrieb Klubkamerad Rudolf B e h o u n e k diesen Bericht in sein Fahrtenbuch. Nicht nur die geschilderte Bergfahrt ist wert, der heutigen Generation bekanntzuwerden — sondern auch der romantische, suchende und kämpferische Zeitgeist, der in dieser Notzeit geboren worden war und der aus diesen Zeilen spricht. Neun Jahre später, bei den legendär gewordenen „Schijägern“ des Zweiten Weltkrieges, wurde mir Rudl Behounek zum lieben Freund — bis er, der verwegene Soldat, von einem Spähtruppunternehmen nicht mehr zurückkehrte.

Seine Frau — die Gefährtin auf der geschilderten bedeutenden Bergfahrt — hat über meine Bitte diesen Bericht der OAZ zur Verfügung gestellt.
Rolf Werner

Vor meinem geistigen Auge entsteht ein Märchen aus Fels und Eis, wenn ich an dieses Bergland denke. Beladen mit den Sorgen der Zeit, nahte ich diesen stolzen Höhen zu wiederholtem Male — Jahre hindurch. Arm und innerlich zerissen kam ich immer wieder. Niemals enttäuschten mich diese Berge. Reichlich beschenkt entließen sie mich jedesmal. Immer kühner wurde mein Begehren, und vielem ward Erfüllung.

Reichlich waren deine Gaben. Aber einmal erhielt ich von dir ein Göttergeschenk. Jahrtausendealte Geheimnisse offenbartest du mir und meiner Gefährtin. Ungeahntes durften wir schauen, unbetretenen Boden durchwandern. Scheu Erhofftes gelang.

Ein langer harter Winter war zu Ende. Mit dem ersten Grün wuchs die Hoffnung, kam neuer Mut. Über all die graue Sorge des Alltags leuchteten die Gipfel der Berge in der Erinnerung. Die Dämonen der schweigenden Höhe lockten. Neue Wünsche wurden wach. Unbestimmte Sehnsucht formte sich zu stolzen Zielen. Dann kam die Zeit der Tat.

Im innersten Wasserfallwinkel, dort wo sich einige Wasseradern vereinen, hatte ich mit meiner Gefährtin, Luise Klement, das Lager aufgeschlagen. Unter einem weit vorspringenden Fels war die Küche, daneben stand das Zelt. Einige Quadratmeter Wiesengrund dienten an den spärlichen Sonnentagen zur Erholung nach langer Bergfahrt und kalter Nacht. Drei Schritte neben dem Zelt donnerte die Kapruner Ache mit ungestüme Jugendkraft talwärts. Es war ein kleines Reich, welches wir uns geschaffen hatten, und obwohl es an vielem mangelte, waren wir zufrieden. Nur dem Wetter zürnten wir, denn es spielte uns einen Streich um den anderen. Während der Regen aufs Zelt trommelte, studierten wir Karte und Literatur. Schon waren uns einige Bergfahrten geglückt, doch unser nächstes Ziel schien in unerreichbarer Ferne. Es fiel Neuschnee. Bis auf 1800 m hatte es herunter geschneit. Wir wappneten uns mit Geduld. Nur noch eine Tour wollten wir ausführen.

Das Große Wiesbachhorn von Nordwesten.

Bis jetzt waren alle Nordwestwandstürmer vom Kaindlgrat zum Bergschrund unterhalb der Schlußwand abgestiegen. Dies wollte ich nicht. Das Große Wiesbachhorn von Nordwesten? Gut, dann aber in voller Höhe! Von der Gletscherzunge über das gesamte Wielingerkees zum Gipfel. Dies war mein Wollen. Alles oder nichts. Sieg oder Verzicht.

Obwohl das Wetter tagelang schlecht blieb, gaben wir die Bergfahrt nicht auf. Neuer Proviant wurde beschafft, bei unserem Lager dies und jenes verbessert, und eines Tages waren wir zum Wettstreit mit dem Wetter bereit. Die Belagerung des Berges begann. Heulend umfuhr der Sturm unser Zelt. Prasselnd schlug der Regen aufs Dach. Dichter Nebel nahm jede Sicht. Da verließen wir unser Zelt

getobt, hatte den Himmel blankgefegt. Wir zogen wieder ins Zelt und trafen unsere Vorbereitungen. Zwei Tage ließen wir dem Neuschnee Zeit. Währenddem lagen wir irgendwo im Gras und studierten den Bruch des Wielingerkeeses.



Großes Wiesbachhorn, 3570 m, von Nordwesten und Wielingerkees mit eingezeichneter Wegführung vom 20. Juli 1933 durch Rudolf Behounek und Luise Klement. Gezeichnet von H. Trautsch nach einer Originalskizze des Autors und der Bildtafel des Buches: Erich Vanis „50 Eiswände“.

zu sein. Nur war dies die gefährlichste Wegstrecke. Weiter oben konnten wir keine Route erspähen. Mehrere Eisbarrieren zogen von einem Gletscherufer zum anderen. Diese Sperrmauern waren die Fragezeichen der Bergfahrt. Ob es uns wohl glücken wird, diese Eisgürtel zu bezwingen? Dann hätten wir das Spiel gewonnen. Denn die Firnregion unterhalb der eisigen Schlußwand fürchtete ich nicht. Nur vor der Schlußwand selbst hatte ich Respekt. Doch diese wollte ich mit geschickter Steigeisentechnik in kurzer Zeit ersteigen. Wenn uns dies alles glückt, so hätten wir die wohl großzügigste Eisfahrt der Glocknergruppe bezwungen. Von der Gletscherzunge bis zum Gipfel waren 1500 m Eis zu durchsteigen. Es mußte gelingen. —

Am 19. Juli 1933 um 4 Uhr morgens erreichten meine Gefährtin und ich die Zunge des Wielingerkeeses bei Punkt 2078 m. Die Steigeisen und das Seil wurden angelegt. Noch war es dunkel. Am kurzgenommenen Seil stiegen wir gemeinsam hoch. Die erste Eiswand verhinderte den Sturmschritt. Stufenfrei kralle ich mich höher. „Nachkommen!“ Die erste Steilflanke endete bei einer Spalte. Noch immer war es dunkel. Nach links wurde der Schrund breiter. Über einen schmalen Eisgrat eilte ich nach rechts, bis die Schneide in die Tiefe führt. Nun war die Spalte zu überspringen. Ich holte einige Meter Seil ein und sprang. Dann klebte ich drüben. Rasch stieg ich hinan. Verdammt, da hatten wir uns schön verhaut. Mitten in einem Gewirr von dunklen Schrunden und schlanken Eistürmen stand ich auf einer der wackeligen Nadeln. Wohl könnte ich noch einige Meter weiter, doch dann gähnte eine unüberwindliche Kluft. Also zurück. Ich stieg über die steile Eisflanke wieder tiefer. Plötzlich kam ich ins Gleiten und rutschte der Spalte zu. Knapp vor dem gähnenden Nichts gelang es mir, die Fahrt zu beenden. Beim Bremsen hatte ich mich am linken Daumen verletzt. Die Wunde schmerzte arg und blutete heftig. Meine Sicherheit war beim Teufel, meine Zuversicht erschüttert. Meiner Gefährtin erging es genauso. Da wurden wir klein und kehrten um. Inzwischen war es Tag geworden, und wir sahen nun, daß wir zu weit rechts eingestiegen waren. Grollend eilten wir talwärts. Am frühen Vormittag krochen wir ins Zelt und holten den versäumten Schlaf nach. So endete unser erster Versuch.

Wohlausgeruht erwachten wir am frühen Nachmittag. Nach einer kräftigen Stärkung war ich wieder zu allem bereit. Klein und nichtig erschien mir nun der Hängegletscher gegenüber meinem Willen. Die Schlappe mußte ausgetilgt werden. Alle Bedenken wies ich hinweg. Es mußte gelingen, den Eisbruch zu überwinden. Meine Gefährtin hatte vorerst keine Lust zu einem neuerlichen Versuch. Sie wollte die Nordwestwand vom Fochezkopf durchsteigen. Von dort, so meinte sie, sei uns die Bergfahrt sicher. Ich mußte meiner Begleiterin zustimmen. Aber anderseits, wenn es uns gelingt, die 1500 m hohe Eisflanke zu durchsteigen, so hatten wir eine der größten Eistouren der Glocknergruppe durchgeführt. Ich fühlte den ungebändigten Wunsch in mir und glaubte an den Sieg. Endlich war meine Gefährtin umgestimmt, und wir rüsteten zu einem letzten Versuch.

Um 2.30 Uhr früh kriechen wir aus dem Zelt. Die Gefährtin bereitet das Frühstück, ich selbst rüste für die kommende Bergfahrt. Endlich ist alles bereit. Mit erzwungener Ruhe frühstücken wir kräftig. Uns beide beherrscht nun der Wille zur Tat. Während wir beim Frühmal sitzen, durcheilen meine Gedanken den selbst gewählten Pfad zur Höhe. 3 Uhr morgens. Alles Zurückbleibende ist im Zelt verstaut, dieses verschnürt. Wir können gehen. Langsam und bedächtig steigen wir zum Moserboden empor. Bald stapfen wir den Weg, der zum Heinrich-Schwaiger-Haus führt. Schon ist der Beginn des Max-Hirschl-Weges erreicht. Über ihn streben wir der Gletscherzunge des Wielingerkeeses zu. Langsam wird es lichter. Schon schmückt das erste Morgenlicht die schroffen Felszinnen von

Ufer. Zwischen der rechten Moräne und dem Spaltengewirr in Gletschermitte steigen wir empor. Nun drängen uns einige Klüfte auf die Moräne selbst. Etwas höher verliert sich das Felsgeschiebe im Firn des Keeses. Kurze Rast. Wir legen Steigeisen und Seil an. Eishammer sowie Haken und Schnappinge werden zurechtgehängt, dann geht's los. Über steilen Firn gewinnen wir die Gletschermitte. Einige Spalten erheischen Vorsicht. Das Gelände wird steiler, der Firn bleibt zurück. Eine steile Eiswand von beträchtlicher Höhe führt empor. Am kurz genommenen Seil eilen wir höher. Ober uns stehen Eisbarrieren, hängen Séracs — wir sind in der Fallinie. Ganz von selbst kommen wir in Schwung. Die Knöchel schmerzen vom starken Abbiegen. Macht nichts, wenn wir nur rasch hochkommen. In einem kleinen Kessel verschnaufen wir etwas. Weiter. Immer steiler werden die Eiswände, immer höher. Noch gehen wir stufenfrei, noch ohne Sicherung. Jeder von uns vertraut dem Gefährten wie sich selbst. Mit der Seilverbindung sind zwei zu einem geworden. Kein Wort wird gesprochen. Leise klirren Haken und Karabiner. Knirschend greifen die Zinken ins harte Eis. Dies ist Musik für uns. Ergreifend in ihrer Einfachheit, aufpeitschend in ihrem Gleichmaß. Jäh bäumt sich die Flanke. Die Gefährtin bleibt zurück, gibt langsam das Seil aus: „Stand fassen!“ Vier Kerben ritzen die spröde Wand. Ich nehme Schulter-sicherung: „Nachkommen!“ Rasch und sicher steigt die Begleiterin hoch. Ich gehe weiter, lasse nachkommen. Immer tiefer sinkt das satte Grün des Wasserfallbodens. Längst schon ist es Tag, und noch immer sind wir unterhalb des Eisbruches. Seillänge um Seillänge kommen wir höher. Jetzt sind wir unterhalb des ersten Abbruches. Eine nahezu senkrechte Eismauer, an 50 m hoch, durchzieht den ganzen Gletscher. In der Mitte zieht ein Pfeiler nach rechts hinauf bis knapp unterhalb des oberen Randes. Einige Meter links davon ist eine tiefe Bresche, die wir erreichen müssen. Wieder biegen sich die Knöchel, ich steige hinan. Wo der vorspringende Pfeiler an die Wand stößt, ist ein kleiner Firnkegel. Von dort sichert über tief eingerammten Pickel die Gefährtin mein Vordringen. Eine wenige Zoll breite Eisscholle ist von der Wand losgesprengt und bildet einen luftigen Steg nach links. In erreichbarer Höhe zieht ein feiner waagrechter Spalt durch die Wand. Diese Eisleiste sowie der Riß enden einige Meter vor der Bresche. Vorsichtig klettere ich hinüber. Emsig führt die Linke den Pickel. Griff und Tritt müssen geschaffen werden. Langsam komme ich weiter. Nun enden Leiste und Riß. Doch einige Unebenheiten versprechen Erfolg. Griff und Tritt werden in die Mauer gemeißelt. Wenige Zentimeter Vorrücken, dann arbeitet wieder der Pickel. Nur mehr wenige Meter fehlen, dann haben wir die Bresche gewonnen. Da kommt das wohlbekannte: „Stand fassen!“ Jetzt? Wo denn? „Unmöglich, komm einige Meter nach, auf dem Gesimse stehst du bombensicher.“ — „Ja aber ich kann dich von dort nicht sichern.“ — „Alles eins, gehe bis dorthin, ich brauche noch einige Meter Seil.“ Nach geraumer Weile kommt das erlösende: „Weiter!“ Harte Eisarbeit, bange Augenblicke und ich stehe oberhalb eines kleinen Wulstes: „Luis, soll ich einen Haken schlagen, oder fühlst du dich sicher?“ — „Ich bin vollkommen sicher, es geht ohne Haken, spare mit der Zeit.“ — „Na schön, dann nachkommen!“ Über die Schulter sichere ich das Mädels, welches von der Eiskletterei begeistert ist. Nun steht die Gefährtin bei mir, übernimmt die Seilarbeit. Drei Meter ober uns ist die schwache Stelle der ersten Sperrmauer. Nach rechts steige ich etwas hoch. Schlag um Schlag führt die Rechte. Eine Kerbentreppe schafft der treue Stahl. So weit ich hinauf lange, schlage ich vor. Nun steige ich empor. Vorsichtig arbeite ich mich hinan. Die Eiswand selbst kommt mir zu Hilfe. Sie besteht aus vielen kleinen Wülsten, deren obere Ränder sich vorzüglich als Griffe und Tritte eignen. Schon sehe ich über die Wand hin-

Nicht mehr so hoch wie die erste, aber steil und ungegliedert. Lange suchen wir, bis eine Rinne das Höherkommen erlaubt. Stufenfrei und mit Schultersicherung steigen wir empor. Die zweite Eismauer liegt unter uns. Nur noch ein Eisgürtel sperrt den Weg zur Höhe. Doch dieses Bollwerk scheint jedem Ersteigungsversuch zu trotzen.

Ein mehrere Meter hoher, senkrechter Eisgürtel durchzieht den Gletscher von einem Ufer zum andern. Oberhalb diesem spiegeln sich in der Sonne bizarr gebaute Nadeln und Türme. Gebrechlicher Zierat. Dünne Eisschilder und Platten blicken scheinbar haltlos über die Eismauer herunter. In das Glucksen und Tropfen des Schmelzwassers mischt sich dumpfes Gebrumm, grollendes Donnern. Dies ist die Schlüsselstelle der Bergfahrt. Nun muß es sich entscheiden, ob wir durchkommen.

Gewaltige Eistürme, dünne Plattentafeln, schmale Risse und breite Schründe verwehren den Zugang zur letzten Barrikade. Eis, nichts als Eis. Ein Chaos aus gefrorenem Schnee. Ein Funkeln unzähliger Lichtreflexe. Von wasserklarem Licht bis zum Dunkel der gähnenden Tiefen sind alle Farben in die wahllos geformten Eiskörper gebannt. Mitten durch diesen gewaltigen Spielplatz der Natur suchen wir uns den Weg zur Höhe. Wir steigen über steile Eismauern empor, um dann vor einer breiten Spalte umkehren zu müssen. Wir meistern scharfe Eisgrate und werden von gebrechlichen Türmen zurückgewiesen. Wir irren durch das Labyrinth aus Eis und finden keinen Durchschlupf. Immer drohender wird das Grollen im Eis, immer gefährvoller unser Weg. Wir schleichen um kühne Nadeln, schwindeln uns über dunkeldräuende Schründe und stehen ratlos unter dem letzten Sperrgürtel. Was sich von unten als ungegliederte Mauer gezeigt, entpuppt sich nun als eine wild zerrissene Wand. Da gibt es schmale Risse, formschöne Kamine und breite Schluchten. Da hängen ungeheure Platten und schiefe Türme fallbereit über uns. — Bis hierher und nicht weiter? Wir versuchen nach rechts zu entkommen. Ein Firngrat führt auf eine geräumige Kanzel. Aalglatte Mauern wuchten über uns. Weit unter uns liegen die Trümmer einer Eislawine. Zurück. Etwas höher versuchen wir wieder unser Glück. Derselbe Erfolg. Wir eilen von einem Eiskorridor zum andern. Kostbare Zeit geht verloren. Unserem Können scheint eine unüberwindliche Grenze entgegengestellt zu sein. Lange irren wir umher, endlich finden wir eine Gasse zwischen hohen glasigen Mauern. — Ist dies der Weg zum Erfolg? Scharfe Grate, kurze Steilstufen, glatte Kamine und breite Bänder leiten zwischen den Türmen nach rechts. Schwere Eisarbeit, jeder Meter muß errungen werden. Über uns das gebrechliche Zeug, dem nicht zu trauen ist. Mehr als einmal zögern wir, wenn wir unter ein so trügerisches Gebilde müssen. Doch nur für Sekunden. Eile tut not. Wir wissen es und handeln danach.

Wieder öffnet sich eine breite Gasse. Links steht ein breiter Turm, rechts wuchtet eine Eismauer. Einige Meter Abstieg, dann queren wir über eine Leiste nach rechts. Über eine Firnbrücke und eine kurze Eiswand gewinnen wir eine Scharte. Jäh bricht das Eis zur Tiefe. Doch einige Meter unter uns zieht ein schmales Band zu einer Kante. Was ist dort dahinter? Alles gleich, wir müssen es versuchen. Über die Schulter sichere ich den Abstieg meiner Gefährtin. Stufenschlagend gewinnt sie an Tiefe. Dann steht sie kurze Zeit still: „Rudi, stehst du fest? Ich muß über eine Brücke.“ — „Verlaß dich auf mich, gehe weiter!“ Langsam gebe ich das Seil aus: „Nachkommen!“ — „Seil einziehen. — Ich gehe!“ Vorsichtig steige ich tiefer. Aha, da ist die Brücke. Verdammt schmal. Schibbreite hat der wankelmütige Steg und kaum einen viertel Meter stark. Über ihn gelange ich zu einer Wand. Einige schon geschlagene Stufen erleichtern das Absteigen. Nun stehe ich bei meiner Gefährtin auf dem Eisband. Jäh bricht die Wand neben uns in die Tiefe. Stufenschlagend verfolge ich das Band der Hoffnung zur glatten

ich der Rinne zu: „Stand fassen!“ Vier Stufen — Schultersicherung: „Nachkommen!“ Dann sind wir in der Eisrinne, es ist eigentlich eine schmale, in der Mitte nach innen gewölbte Flanke. In majestätischer Ebenmäßigkeit schwingt sich diese zur Höhe. Links die wild zerrissenen Türme und Eisnadeln, rechts bratschige Felsen. Der Weg nach oben ist frei. Ohne Rast gehen wir weiter. Wieder biegen sich die Knöchel, beißen sich die Zinken in sprödes Eis. Seillänge um Seillänge, im ruhigen Gleichmaß, steigen wir empor. Nun legt sich das Gelände zurück. Die Firnregion ist erreicht.

Luis übernimmt den Vortritt. Große breite Schründe zwingen zu zeitraubenden Umwegen. Doch auch dies wird geschafft. Langsam kommen wir im weichen Firn höher. Jetzt sehen wir zum ersten Male unseren Berg. Nur mehr ein harmloses Firnfeld trennt uns von der Nordwestwand. Nun, da wir die Gewißheit über den Weiterweg haben, gönnen wir uns eine Rast.

Ein azurblauer Äther wölbt sich über die Berge im engen Rund. Als mächtige Felsburg erhebt sich der Hochtenn über dem gleißenden Firn. Ein zackenreicher Grat führt von diesem Berg zur zerrissenen Gipfelkrone des Kleinen Wiesbachhorns. Weiter zieht die luftige Schneide zum stolzesten Gipfel im Umkreis, zum Großen Wiesbachhorn. In kühnem Sturz bricht der Berg zum Wielingerkees ab. Dies ist die Nordwestwand. Oberhalb des Eiswulstes schillert die Flanke in der Mittagssonne. Unterhalb des gefürchteten Buckels lag die Wand im Schatten. Dort müssen wir empor. Durch die schattige Eisflanke führt der Weg zum sonnigen Gipfel. Es ist wie ein Symbol. Aus dem schattenreichen Tal sind wir geflohen, sehnen uns nach der lichten Höhe. Und doch hängt uns die Erdschwere im irdisch gebundenen Körper. Kaum, daß ein Berggipfel erreicht ist, eilen wir wieder talwärts. Denn nach menschlichen Begriffen endet eine glücklich durchgeführte Bergfahrt im Tale. Und wir sind ja nur Menschen. Immer streben wir zur sonnigen Höhe. Immer werden wir vom Dunkel ins Licht gehen wollen. In die Erhabenheit des Alls, die wir ob unserer Kleinheit nicht ertragen. Nie werden wir unsere Sehnsucht stillen können. Es wird stets ein Ringen bleiben, ein Kampf um Unerreichbares, um Unbekanntes. —

Nach längerer Rast steigen wir langsam höher. Nun stehen wir unterhalb des verschneiten Bergschrundes. Einzelne Firnzungen lecken die Wand hinauf. Dazwischen ist dunkles Eis. Schon bescheint die Sonne die Eisflanke, es ist Mittag.

Am kurz genommenen Seil eilen wir gleichzeitig hoch. Voran die Gefährtin, ich folge in wenigen Metern Entfernung. Plötzlich wird der Firn weich. Damit ist unser Stürmen beendet. Unter einer leicht verfirnten, jetzt aufgetauten Decke liegt der lose Neuschnee der letzten Tage. Vorsichtig stapfe ich empor. Jeder Schritt benötigt eine Anzahl Stampftritte. Langsam, unendlich langsam kommen wir höher. Mühsam gewinnen wir Seillänge um Seillänge an Höhe. Zu Beginn des schlechten Schnees übernahm ich die Führung. Von dort an sicherten wir um den eingeramnten Pickel. Rasch wandern die Stunden in die Ewigkeit der Zeit. Langsam wächst die Tiefe unter uns. Ober uns wuchtet der Eiswulst. Wir halten uns nach links. Immer schwächer werden die Schneeauflagerungen. Dann stehen wir im Blankeis. Doch es bringt keine Erleichterung. Zäh und hart ist die glasige Wand. Eine Seillänge steige ich stufenfrei an. Bei diesem Gang wird mir klar, daß wir so nicht durchhalten. Wir sind müde. Müdigkeit und Unsicherheit sind eins. Stufen sind notwendig. Langsam mit zusammengebissenen Zähnen steige ich hoch.

„Stand fassen!“ Nun führe ich den Pickel. Zwei Standstufen, groß und tief, zum Ausruhen bestimmt, ringe ich dem spröden Grund ab. Hammerschläge hallen durch das große Schweigen. Der erste Eishaken gräbt sich in die Wand. Drei Seillängen unterhalb des Wulstes: „Nachkommen!“ Rasch und sicher steigt die Gefährtin empor. Schon hängt sie ihre Selbstsicherung ein. Weiter geht der

wir uns höher. Schon liegt der Wulst unter uns. Wie wir ihn überstiegen haben, weiß ich nicht. Für mich gibt es nur eines: Stufen. Schon ist es Abend. Am Horizont steht ein Gewitter. Ein eisiger Wind läßt uns erschauern. Von irgendwo ist Nebel gekommen. Unbemerkt. Nun stecken wir in undurchspähbarem Grau. Beide sind wir müde und sehnen uns nach oben. Doch die Wand kennt keine Grenzen, scheint die Ewigkeit selbst zu sein. Stufen — Stufen — Stufen. Nach jeder Seillänge etwas Ruhe, wenn die Gefährtin nachkommt. Manchmal schlage ich einen Haken, dann wieder sichere ich über die Schulter. Ich will Zeit sparen und weiß doch, daß jede Unvorsichtigkeit verhängnisvoll enden kann. Schon ist es dunkel. Zeitweise lichtet sich der Nebel, dann sehen wir in dunkler Tiefe das Licht der Orglerhütte. Stufen — Stufen. Es ist die Losung des Augenblicks und der Zukunft. Ergeben in das Unabänderliche, schlage ich geduldig weiter. Wie lange noch? Wir kennen keine Tiefe, keine Höhe. Für uns gibt es nur diese steile Eiswand. Schlag auf Schlag führen die ermüdeten Arme. Wie lange noch? Ich weiß, auch diese Qual wird ein Ende haben. Doch mit jeder Seillänge, die wir an Höhe gewinnen, scheint die Wand zu wachsen. Schon ist die Gefährtin ungeduldig. Sie ist müde, will draußen sein aus dieser Eisflanke. Ich glaube es gern, mir geht es genauso. Stufen — Stufen — Stufen —. Lange halte ich nicht mehr durch. Schlag auf Schlag führe ich gegen die eisige Wand. Nach zehn bis fünfzehn Schlägen ist wieder eine Stufe gewonnen. So geht es fort. Ab und zu schlage ich einen Haken, wo wir verschnaufen, dort gönnen wir uns für kurze Sekunden Ruhe. Dann führe ich wieder Schlag um Schlag, kerbe Stufe um Stufe. Schon ist es Nacht. Ab und zu raubt uns ziehender Nebel die karge Sicht. Der Himmel ist grauschwarz und sternenlos. Vom Gipfel ist nichts zu sehen.

Vor mir zieht ein schmaler Schneestreifen zur Höhe. Froh, der ermüdenden Stufenarbeit entrinnen zu können, benütze ich den trügerischen Pfad zum Anstieg. Ganz locker, völlig bindingslos klebt Neuschnee am steilen Eis. Vorsichtig steige ich hoch. Eben erreiche ich einen kleinen, kaum fußgroßen Fels, als das bekannte „Stand fassen!“ ertönt. Mit dem rechten Fuß auf dem Felszacken stehend, das linke Bein an die Wand gelehnt, lasse ich die Gefährtin folgen. Um Zeit zu sparen, schlage ich keinen Haken, sichere über die Schulter. Es ist dunkel, ich kann meine Gefährtin nicht sehen. Gleichmäßig ziehe ich das Seil ein. Da durchreißt ein Schrei die nächtliche Stille. Einen starken Seilruck kann ich durch Beugen des Standbeines etwas ausgleichen. Irgend etwas zieht am Seil, zieht an mir. Die Gefährtin muß gestürzt sein. Der Seilzug ist unheimlich. Langsam gehe ich in die Knie: „Luis, Luis, schau, daß du zum Stehen kommst! Ich kann dich nicht lange halten.“ Ich höre das Knirschen der Steigeisen, höre Pickelschläge: „Luis eile, ich kann nicht halten!“ Der Standfuß wird mir unter der doppelten Last talwärts gedrückt. Schon gebe ich alle Hoffnung auf, da ist das Seil entlastet. Ich richte mich auf, ziehe das Seil gleichmäßig ein. — Die Gefährtin steht bei mir und erzählt. Die schwache Schneezunge ist unter ihr gerissen, glitt tiefer, sie selbst ist dadurch ins Gleiten gekommen: „Na schön, jetzt ist ja alles wieder gut, aber knapp war es, verdammt knapp.“ —

Durch diesen Zwischenfall wurde ich vorsichtiger. Jetzt war es mir gleich, wann wir durchkommen. Hauptsache war eine glückliche Beendigung der Fahrt. Von nun an war der Begriff Zeit aus meinem Gedächtnis gestrichen. —

Schlag auf Schlag führen die ermüdeten Arme. Stufe um Stufe ringe ich mich weiter. Nach jeder Seillänge schlage ich einen Haken. Ohne Aufenthalt, ohne Ruhepause arbeite ich mich weiter. Jeder Tritt muß erkämpft werden, harte Stufenarbeit. Nun aber legt sich die Wand zurück. Noch einige Stufen und ich stehe im tiefen Firn: „Hallo Luis, Luis hörst du, wir sind durch. Laß den Haken

gesichert. In den Felsen des Normalweges halten wir einen Moment inne. Der Himmel ist dunkel. Drei Gewitter toben in den angrenzenden Gebieten. Über der Schober- und Venedigergruppe blitzt es unaufhörlich. Auch drüben in den Kalkalpen wetterleuchtet es. Wir entzünden die Kerzenlampe, dann setzen wir unseren Weg fort. Am kurz genommenen Seil eilen wir über den Kaendlgrat talwärts. Über ein zertrampeltes Firnfeld kommen wir zu Felsen. Aha, der Fochezkopf. Nun kommt die Entscheidung. Finden wir durch die Bratschen, dann können wir die Nacht im Schwaigerhaus verbringen. Also schauen und suchen.

Es hat nichts geholfen. Wohl kamen wir langsam tiefer, doch hinunter fanden wir nicht. Mit dem letzten Kerzenrest suchten wir einen trockenen Biwakplatz. Vergeblich. Schließlich ebnete ich mit dem Pickel eine kleine Stufe. Die Rucksäcke wurden entleert, die Schuhe ausgezogen, die Strümpfe gewechselt. Auf einem Rucksack saßen wir, in dem zweiten steckten unsere Füße. Nun kann das Biwak beginnen. Von dem kargen Proviant verzehrten wir nur wenig. Bald schlummerte die Gefährtin ein. Ich blieb wach und rauchte meine letzten Zigaretten. Sah hinunter ins dunkle Tal und freute mich an dem erleuchteten Moserbodenhotel. Blickte hinüber zu den Bergen, die ich mehr ahnte als sah, und fühlte mich glücklich.

Nun erst wurde mir recht bewußt, daß es uns gelungen war, was wir seit Monaten gewünscht hatten: die erste Besteigung des Großen Wiesbachhornes über das gesamte Wielingerkees und die Nordwestwand. Ich hätte jubeln können.

Plötzlich fiel ein Schatten auf meinen Stolz, auf meine Freude. Ich dachte an einen, der war. — Toni Schmid. —

Gedanken vom ewigen Kreislauf alles Irdischen verscheuchten meinen Stolz. Meine Freude war dahin, und lange saß ich grübelnd im Schweigen der Nacht. Ein frischer Wind war aufgesprungen und fegte den Himmel klar. Stern an Stern leuchtete aus dem Dunkel. Schärfer traten die Formen der Berge hervor. Wesenlos, gleich zauberhaften Spukgestalten, ragten jenseits des Tales die Felszinnen des Kitzsteinhornes und Hocheisers in die dunkle Nacht. Sinnbilder zeitloser Größe. Scheinbar für die Ewigkeit geschaffen. Dumpf donnerte irgendwo nächtlicher Steinschlag. Auch die Berge müssen sich den Gesetzen alles Irdischen fügen, von ihren Flanken bröckelt die Zeit.

Eisige Kälte scheuchte mich auf. Also war ich doch eingeschlafen. Die Uhr zeigte die vierte Morgenstunde. Ich blieb wach. Langsam wurde es Tag. Um 4.30 Uhr weckte ich die Gefährtin. Kurze Zeit später verließen wir unser kaltes Lager. Nun im Licht des werdenden Tages fanden wir leicht tiefer. Bald turnten wir durch das Klamml abwärts. Als sich das Kitzsteinhorn mit Morgenröte schmückte, hatten wir das Heinrich Schwaiger-Haus erreicht.

Der erste Morgenstrahl der Sonne traf auch mein Innerstes. Die Spukgestalten der Nacht hatte der siegreiche Tag vertrieben. Freudig gedachte ich der glücklich beendeten Fahrt. Der kostbarste Edelstein aus der Gipfelkrone des Großen Wiesbachhornes war mein Eigen. Bergglück.